Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 29

Artikel: Die Geschichte des Heinrich Lentz [Fortsetzung]

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642508

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 29
XVI. Jahrgang
1926

Bern
17. Juli
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 3142); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 3379)

Rosen im Regen.

Von Ernst Oser.

Stumm beugen sie ihr stolzes Haupt
Dem Regen, der sie peitscht und quält,
Der ihnen allen Glanz geraubt,
So frisch noch gestern und gestählt.
Ein rotes Blatt zum andern fällt,
Entwürdigt schwankt der Kelch und kahl.

Die Erde, die den Tand erhält,
Schmückt sich mit diesem . . . Bleich und fahl
Der Himmel schaut auf sie herab.
Sein Regen weint jetzt, weich und mild
Um dieser Rosen frisches Grab
Und um der toten Schönheit Bild.

Die Geschichte des Heinrich Lentz.

Von Alfred Huggenberger. 4

Sie zeigte sich sehr entrüstet. „Wenn du noch ein einziges Mal so etwas machst, dann — — — du tust es doch nur dem Lehrer zuleid!“

„Was, dann?...“ Er wollte sie herausfordernd ansehen, aber das schlechte Gewissen machte ihn unsicher.

„Dann sag' ich dem Lehrer das wegen den Tintenflecken! Weißt du's jetzt?“

Heinrich schrak innerlich zusammen. Hatte ihn denn jemand gesehen? Oder hatte sie nur sonst auf ihn geraten?

„Tintenflecken? ...“ Er stellte sich sehr unschuldig, bemerkte aber gleich, daß das bei ihr nicht im geringsten zog. Da rückte er mit dem etwas mühseligen Bekenntnis heraus: „Er ist auch schuld daran, daß ich jetzt den Uebernamen haben muß!“

Sabine besann sich ein wenig. „Schon. Aber es macht sich doch nicht gut, so etwas.“

„Ich behalte es also für mich,“ versprach sie hierauf bestimmt. „Nur weil du wenigstens nicht so ein Zuckerstengel bist wie die andern.“

Damit ging sie selbstbewußt ihrer Wege und ließ den Beschämten und doch heimlich hoch Erfreuten nachdenklich stehen. Keine stundenlangen Vorstellungen und Verweise hätten nachhaltiger auf ihn einwirken können, als ihr kluges: „Es macht sich nicht gut, so etwas ...“

Er hatte jetzt von Sabine eine noch viel größere Meinung als vorher. Zwar ärgerte er sich oft heimlich darüber, daß sie dann im letzten Schuljahre ganz an ihm vorbeisah und gar nicht dergleichen tat, als ob zwischen ihnen im geheimen einmal eine kleine Freundschaft bestanden hätte. Er ärgerte sich über ihre scheinbare Entrüstung, wenn ihr Name etwa scherzweise mit dem seinigen zusammen genannt wurde. Aber gleichzeitig tröstete er sich wieder mit der Einrede, daß ein Mädchen doch in solchen Sachen nichts dürfe merken lassen. Er betrachtete es als zu seinen selbstverständlichen Pflichten gehörend, Tischbergers großen schwarzen Hund, der sie auf dem Schulwege immer so anfuhr, und den sie entsetzlich fürchtete, jeweilen solange am Halsband festzuhalten, bis sie sich in Sicherheit fühlte. Und bei den winterlichen Schneeballenkämpfen nahm er einzig ihretwillen fast immer für die Mädchen Partei, obschon ihm das manches Spottwort eintrug.

Einmal verteidigte er sich in Wagner Hirts Baumgarten, nachdem sich ihre Gefährtinnen alle zurückgezogen hatten, mit Sabine ganz allein erfolgreich gegen ein halbes Dutzend Angreifer. Sie stand mit flatternden Zöpfen neben ihm und versorgte ihn im ärgsten Kugelregen in fiebernder Hast mit wohlgeformten Bällen, die dann ihr Ziel selten verfehlten. Keines sprach während des Kampfes ein Wort zum andern. Aber sie waren mit Leib und Seele dabei.

„So, denen haben wir's aber gezeigt!“ sagte sie nachher und blickte ihn treuherzig an wie ein guter Kamerad. Dann lag plötzlich, ungewollt, ein halbes Lächeln auf ihrem vor Aufregung geröteten Gesicht, und sie mußte an ihm vorbeisehen. Wie eine flüchtige Erkenntnis ging es durch seine Seele, daß sie kein rechtes Kind mehr sei. Er sah, wie sie im Weggehen rasch die zerzausten Zöpfe aufband, und kam sich hinter ihr wie ein kleiner Knabe vor. Er begriff halb und halb, daß der große Wagner-Karli ihr jetzt über die Straße hinweg ein anzügliches Scherzwort nachrufen konnte,

und war doch wieder zornig über die plumpe Roheit des Erwachsenen.

Zu seinem Bedauern mußte es geschehen, daß Sabine zu Beginn der Unterweisungsjahre von heute auf morgen von der Bildfläche verschwand. Es hieß, sie habe bei einer Base im Unterland, von der ihre Mutter einmal ein Erkleckliches zu erben hoffe, einen wenig angenehmen Dienst angetreten. Heinrich redete sich als selbstverständlich ein, die Trennung würde an seinem verschwiegenen Verhältnis zu ihr nicht das Geringste ändern. Und nun konnte er leider schon nach kurzer Zeit an sich die Beobachtung machen, daß er Sabine oft auf Tage, ja auf Wochen ganz aus den Gedanken verlor. Ja er mußte sich bisweilen plötzlich über der Erwägung ertappen, ob die blonde Lina Amberger, die er vorher kaum beachtet hatte, eigentlich nicht ein viel hübscheres Mädchen sei.

Er nahm sich diese Sache sehr zu Herzen und machte sich bittere Selbstvorwürfe. Er stellte sich gegen Lina mit Absicht grob und stachelborstig, ohne indes damit die erwachende Zuneigung von sich abstreifen zu können, ob er sich auch Sabinens Tun und Wesen immer wieder im hellsten Lichte vorzuzaubern suchte. Als diese kurz nach der Konfirmation unvermutet wieder heim kam und bei der ersten Begegnung kühl an ihm vorbeisah, glaubte er sich ganz und gar von ihr durchschaut. „Sie hat Recht", sagte er zu sich selber. „So einer, wie ich bin, braucht keine Stunde auf ein Mädchen zu zählen". Sie kam ihm mit ihren glattgekämmten Haaren ein wenig fremd und ein wenig stolz vor. Aber so wie ihm ihre bloße Gegenwart über seine kleine Untreue sogleich hinweghalf, faßte auch der Glaube an ihren unwandelbaren guten Willen wieder Wurzel in seinem Herzen. In diesem Glauben kaufte er ihr am Schmelzacher Maimarkt in Ausführung eines früher schon gehegten, hundertmal überdachten Planes ein Lebkuchenherz mit dem Sprüchlein darauf:

Wenn zwei Seelen sich erkennen,
Kann sie fürder niemand trennen.

Sabine nahm zwar das Angebinde mit ziemlich verständnislosen Blicken entgegen; doch verwahrte sie es, während er sich bereits wieder in die Menge drückte, gleichwohl sorgfältig in ihrem zierlichen Binsenkörbchen. Heinrich aber glaubte an diesem Tage über seine und ihre Zukunft endgültig entschieden und verfügt zu haben.

Viertes Kapitel.

Von Jungknabensorgen und einem Besuch auf der Zeltegg.

Heinrich Lentz hatte nicht geahnt, daß in der Welt neben all den guten und schönen Dingen so viel Platz für Kummer und schwere Sorgenlasten vorhanden sei, und daß sich die schwarzen Wolkenberge eben in des Lebens Frühlingstagen am unheimlichsten und geheimnisvollsten vor unseren Augen auftürmen können.

Es hatte ja wegen Sabine noch keine Not. Gewiß, mit Zuwarten und Geduldigsein war vorläufig alles getan, und die Jahre, die vielen, unendlich vielen Jahre, die eins hinter dem andern auf ihr Teilchen Arbeit warteten, mußten wohl auch die für ihn bedeutsamste Sache schön und gelassen zum Ziele führen, mit der gleichen, unausbleiblichen Sicherheit, mit der sie jedem Tännchen im Walde seinen neuen Astring und seine neue Gipfelkerze schenkten.

Aber zum ersten: warum mußte sich Sabine auch gar so rank und zier in den Tag hineinstellen, daß sich einfach jeder nach ihr umsah? Emil Tischberger hatte sie zwar bis jetzt jedesmal übergangen, wenn er die schönen Mädchen in der Gemeinde aufzählte; vielleicht des brauen Males wegen, das sich immer noch ein ganz klein wenig auf ihrer Wange bemerkbar machte, wenn einer besonders genau hinsah. Aber so viel wie Emil Tischberger verstand Heinrich gewiß von derlei Sachen auch.

Neben dieser einen Sorge machte sich schon in den ersten Jahren seines Jungknabentums eine noch größere geltend: er mußte an sich selber die bittere Beobachtung machen, daß seine Zunge zu gewissen Zeiten förmlich festgewachsen war und der Kopf gleichsam wie brettvernagelt. Das war regelmäßig eben bei Gelegenheiten der Fall, wo er sich gern recht witzig und unterhaltsam gezeigt hätte. Wie beneidete er zum Beispiel den Radhof-Gerold um die ausgesprochene Gabe, jedem Mädchen mit den ersten zwei Worten eine Artigkeit zu sagen!

Und dann war da in der Dorfkäserei ein junger, fescher Hüttenknecht namens Spleiß, der mit seinen Späßen sogar die ernsthafte Lina Amberger zum Lachen brachte. Heinrich konnte eines Abends verstohlen zuhören, wie diese und des Kätterli Herger heimlicherweise über den Spleiß ihre Sprüche machten, wobei das Kätterli offen heraus bekannte, so einen müsse man gern haben, ob man wolle oder nicht.

Was ihm am meisten zu schaffen gab, war der Umstand, daß der Spleiß ein besonderes Wohlgefallen an Sabine Bucher zu finden schien und hieraus gar kein Hehl machte. Es kam ihm auch vor, als ob Sabine jetzt viel öfter als vorher mit des Zelteggers hochrädrigem Milchkarren in die Käserei käme. Es war wirklich keine Herzensweide für ihn, wenn er etwa zusehen mußte, wie der muntere Bursche Sabine unterm Kinn faßte und ihr lachend ins Gesicht sagte: „Gut, daß du nicht von Zucker bist, sonst würd' ich dich gleich aufessen!"

Heinrich wurde beinahe tiefsinnig, es gab Augenblicke, wo er allen Ernstes den Beschluß faßte, sich Sabine für immer aus dem Sinn zu schlagen. Aber als dann über den Spleiß allerhand sonderbare Gerüchte in Umlauf kamen, geriet er in eine so heftige Not um sie, daß er sich halbe Nächte schlaflos auf seinem Pfühl wälzte. Man munkelte — und das Gerede nahm immer bestimmtere Formen an — der Spleiß habe daheim in seinem Dorf nicht weniger als drei Mädchen in Ungelegenheiten gebracht, er habe auch aus dem Grund das Weite gesucht. Da, wo man ihn kenne, würde kein anständiges Weibsbild auch nur ein Wort mit ihm verlieren. Und er habe seinen Eltern, die rechtschaffene und wohlhabende Leute seien, schon mehr Kummer als Freude gemacht.

In der gleichen Stunde, da Heinrich von diesen Mären zum ersten Male hörte, war auch sein heimlicher Beschluß gefaßt: er mußte Sabine vor dem Spleiß warnen. Während harten Arbeitsstunden überlegte und erdauerte er die ganze Sache gründlich, und es kam zuletzt eine eigentümliche Gelassenheit über ihn. Gewiß, es war närrisch und anmaßend von ihm gewesen, ohne weiteres auf ein Mädchen abzustellen, das sein Glück viel besser machen konnte. Aber seinem guten Willen zu ihr war er doch schuldig, daß er ein drohendes Unheil von ihr abhielt.

Da Sabine in den nächsten Tagen ausgerechnet nicht ins Dorf kam, blieb ihm nichts anderes übrig, als sie kurzerhand daheim aufzusuchen. Er wählte zu dem sauern Gang einen kühlen, regnerischen Herbstabend aus, da sie bei schönem Wetter hin und wieder einem Vetter in Schonen bei der Kartoffelernte half.

Während er langsamen Schrittes durchs tropfende Zeltholz aufwärts stapfte, gingen ihm vielerlei Gedanken durch den Kopf. Wenn es am Ende schon zu spät war, wenn der Spleiß den Weg nach der Zeltegg schon gefunden hätte? Gewiß, hätte ihn diese Möglichkeit nicht gequält, er wäre bei den ersten Häusern des Weilers umgekehrt. So aber hielt er tapfer, wenn auch etwas beklommen, auf die bescheidene Wohnung der Bucherin zu, indem er die auf die Straße hinausfallenden Lichtstreifen der freundlichen Stubenlampen nach Möglichkeit mied und daneben immer wieder über die zurechtgelegte Ausrede nachsann.

Fritz Voirol: Sommertag am Katzensee.

Während Heinrich sich unsicheren Fußes durch den dunkeln Hausgang tastete, hörte er drinnen noch den Webstuhl rattern, und zwischendurch klang ein Hin und Wider von heftig erregten Frauenstimmen. Um nicht die wenig angenehme Rolle des unfreiwilligen Lauschers spielen zu müssen, machte er sich nach Möglichkeit bemerkbar; sein Klopfen an der Tür hätte schon eher ein Poltern genannt werden können.

Bei seinem Eintritt in die kleine niedrige Stube, in der sich dazu der alte Webstuhl unbescheiden breit machte, verstummte der Zank zwar sogleich; aber der Unfriede lag doch beinahe sichtbar in der Luft. Die Bucherin musterte ihn, ohne mit der Arbeit innezuhalten, flüchtig über die Brille hinweg und machte ein ziemlich verständnisloses Gesicht. Sabine fuhr sich verstohlen mit der Hand nach dem Gesicht, worauf sie ihm mit möglichster Unbefangenheit entgegentrat, um ihn nach Brauch und Sitte willkommen zu heißen. Ihre Augen taten dabei schier überlaut die sorgliche Frage: „Nein — was willst denn du da oben?..."

Dem späten Eindringling war recht unbehaglich zumute, obschon ihn Sabinens Nähe auf Augenblicke mit einer kleinen Glückseligkeit umgab. Er setzte sich auf den von ihr zurechtgestellten Stuhl und brachte ohne weiteres sein erdichtetes Anliegen in wohlerwogener Rede vor. Es wäre seiner Schwester eben jetzt Gelegenheit geboten, ziemlich viel Nebenarbeit neu zu übernehmen. Ob Sabine ihr vielleicht im Frühjahr und Sommer ein wenig Hilfe leisten könnte? Im andern Falle müßte Annette halt auf die Sache verzichten. — „Das andere kann ich dir dann vor der Türe sagen", hätte er fast noch laut hinzugefügt.

Sabine lächelte sonderbar in sich hinein, gab ihm dann bereitwillig und scheinbar ernsthaft Bescheid. Etwas Bestimmtes könne sie ihm heute noch nicht sagen. Die Mutter wolle nämlich immer haben, sie müsse auf den Winter einen Dienst annehmen.

Die ältliche Frau am Webstuhl murrte erst etwas in sich hinein, dann sagte sie, halb zu Heinrich gewendet, in abschätzig keifendem Tone: „Was die Mutter will, um das bekümmert sich die doch nicht eine Bohne groß!"

Darauf kehrte sie ihre Rede scharf gegen Sabine. „Wer sagt denn von einem Dienst. Heißt das dienen, wenn man einer alten Verwandten zwei oder drei nichtsnutzige Jährlein opfert und es damit zu einem Vermögen bringen kann? Dem sag' ich nicht dienen, dem sag' ich: den klaren Menschenverstand walten lassen! Aber haben muß man davon, haben! Dir kann die schönste Gelegenheit nachlaufen, und du gibst ihr den Tritt! Wär' das eine Kunst, der Marei jeden Tag zwanzig gute Wörtlein zu geben und ihr zu versichern, daß sie die frömmste und bravste Frau auf der Welt sei? Wenn sie schon die Eier, die des Nachbars Hühner in ihren Stall verlegen, für sich behält und die Milch, die sie selber trinken muß, mit Wasser fälscht, halt weil sie nicht anders kann. — Gute Worte sind wohlfeil, es kann eins ja dabei doch denken, was es will."

Sabine hatte sich mit einem gequälten Blick nach der Mutter umgesehen. „Das gleiche paßt nun einmal nicht für alle", sagte sie bestimmt. „Flattieren, wo's mir nicht Ernst ist, und Schöntun wider den Willen, das ist mir noch nie angestanden. Und zu den Methodisten bringt man mich auch nicht, wie die Base meint, das will ich ein für allemal gesagt haben. Zu einer Stündlerin paß ich nicht. Und wenn ich's bei der Base ausgehalten hätte, wär' ich das erstemal nicht davongelaufen."

Die Bucherin gab nun scheinbar klein bei: „Ach, da bist du eben noch ein Kind gewesen. — Ueberhaupt, glaub' du nur nicht, daß ich noch ein Wort von alledem verlieren werde. Du bist ja gescheiter als unsereins, das doch erfahren hat, wie weit man es mit Rackern und Hungerleiden bringt. Jedes verständige Mädchen würde an deiner Stelle mit Händen und Füßen zugreifen. Mit dem Hochmut macht man halt keine Schränke auf, und wer sein Hälslein nicht beugen kann, der kommt überall zu früh und zu spät."

(Fortsetzung folgt.)